

Gedankenfreiheit braucht Gedankenarbeit

Die Dresdner „Don Carlos“-Inszenierung gastierte beim Berliner Theatertreffen

Bei der ersten Aufführung des Staatsschauspiels Dresden im Haus der Berliner Festspiele lag durchaus etwas kritische Spannung in der Luft. Schließlich sind die Dresdner nicht Stammgast beim Theatertreffen, und die Auszeichnung der „Don Carlos“-Inszenierung von Roger Vontobel mit dem Theaterpreis „Der Faust“ hatte die Latte eher noch höher gelegt. Doch am Donnerstagabend zeigte sich das Ensemble bestens aufgelegt und in Hochform und durfte sich am Ende auch gebührend feiern lassen. Das war schon etwas anders als beim Kölner „Kirschgarten“, der bei aller Turbulenz und allem Farbenreichtum recht wenig

Identifikation zuließ und das Gespenst eines sich immer neu wiederholenden oder endgültigen gesellschaftlichen Desasters zeichnete, gegen dessen Folgerichtigkeit auch handelnde Personen keine Chance haben. Natürlich läuft auch die Geschichte des spanischen Prinzen immer auf das selbe Finale hinaus, aber von Vontobel wird sie so erzählt, als sei ihr Ausgang bis zum letzten Moment offen – und dabei immer wieder neu auf der Suche nach möglicherweise vermeidbaren Ursachen.

Der – in diesem Fall schon lange – ausverkaufte Saal der früheren Freien Volksbühne ist fast so etwas wie eine Verkleinerung des Festsaals im Dresdner Kulturpalast (respektive umgekehrt). Freilich mit Bestandsschutz, nur fehlt ihm die Klimaanlage. Aber nicht das allein brachte wohl manchen Zuschauer ins Schwitzen, es war auch die Intensität und Dichte einer emotional aufgeladenen Aufführung, die zugleich mit jedem Wort, mit jeder Nuance verfolgt sein wollte.

So heutig sich die Inszenierung gibt, so konsequent entwickelt sie ihre eigene Diktion aus dem historischen Text, psychologisch präzise und einfühlsam,



Burghart Klaußner gab auch in Berlin einen beeindruckenden König Philipp.
Foto: David Baltzer

durchdringend in der gesellschaftlichen Analyse. Die klischeehafte Übertragung auf heutige Strukturen bleibt allerdings bestenfalls an der Oberfläche. Gedankenfreiheit braucht Gedankenarbeit. Dieser König Philipp, den Burghart Klaußner so überlegen misstrauisch und gleichzeitig mit jeder Faser fiebernd harmoniesüchtig zeigt, er versucht sich daran und scheitert, weil er sich, indem er sich als ein Mensch bekennt, sogleich verraten fühlt. Weil das eigene Misstrauen zurückschlägt, mit dem er das Pingpongspiel von Intrigen und Missverständnissen in Gang gesetzt hat, das Posa und Carlos über ihre Ziele hinauschießen lässt. Intrigen als untaugliches, in der Liebe verhängnisvolles, für jede vernünftige Politik tödliches Mittel. In der Verwirrung der Gefühle, im Schwanken zwischen Leidenschaft und Verantwortung trifft Christian Friedel genau den Punkt, wo sein Carlos alles Infantile abzustreifen beginnt, wo er ein Format gewinnt, das den Konflikt zwischen ihm und seinem Vater immer bedeutsamer macht, während dieser allzu berechnende und sich vielleicht von Anfang an selbst belügende Posa von Matthias Reichwald in immer fahlerem Licht erscheint.

Wie in diesem Trio jeder auf seine Art die Verse des dramatischen Gedichts aufbricht, das erschöpft sich bei weitem nicht in Marotte oder Sprachäquibristik. Über die Glaubhaftigkeit des unmittelbaren Ausdrucks hinaus macht es den Prozess der Annäherung an Gedanken und Entschlüsse deutlich, statt nur mit fertigen Sätzen zu brillieren. Und, so merkwürdig wie konsequent: Gegenüber dieser äußerlich aufgewühlten Männerwelt gewinnt Sonja Beißwenger als Königin immer mehr an Intensität mit ihren zurückgehaltenen Blicken und sparsamen Gesten, staut mit ihrer erzwungenen Kühle einen ungeheuren Druck widerstrebender Gefühle, der sich nach Carlos' Tod in einem verzweifelten Schrei Luft macht, in dem wohl weit mehr oder ganz anderes liegt als die Trauer um einen getöteten Geliebten.

Vielleicht ist es so, aber statt festgelegter oder eindeutiger in ihrer Tendenz erscheint mir diese Inszenierung heute eher schillernder, herausfordernder als zur Premiere – das ist natürlich gut so, denn Freiheit, um die es ja hier geht, lässt sich weder verschenken noch erfechten; man muss sie erlernen respektive üben. Und darf dabei die alten oder neuen Kräfte im Hintergrund nicht unterschätzen, die Türsteher und Lakaien, die bei passender Gelegenheit mitschreiben, erst recht nicht eine scheinbar kaum den Mutwilligkeiten der Infantin gewachsene Aufwartefrau (Lore Stefanek), die sich aber dann als graue Eminenz ins Spiel mischt und schließlich gleichsam wiedergängerisch als Großinquisitor erscheint, um den König in seiner Rolle als Werkzeug höherer Mächte zurechtzuweisen. Da wird wieder einmal klar, dass auch das Kapitel Mittelalter noch nicht ganz abgehakt ist.

Tomas Petzold

© nächste Aufführungen in Dresden am Sonntag, 16 Uhr sowie am 10., 25. Juni, 19 Uhr